Erfungenes Glück.

Skizze aus dem Pariser Leben.

An diesem Nachmittage wird in der Saint-Vincent de Paul-Kirche eine Hochzeit gefeiert. Die Kirche ist fast gefüllt mit Eingeladenen und Neugierigen. Die Braut ist nicht allein eine wunderbar schöne Erscheinung, sie wird auch wegen ihres guten Herzens allgemein verehrt. Wie viele Arme des Kirchspiels verdanken ihrer Großherzigkeit momentane Linderung ihrer Noth. Sie, die Reiche, die vom Glück Begünstigte, ist immer bereit, sobald sie von einem Elend sprechen hört, mit beiden Händen in ihre Armenkasse zu greifen.

Vor einigen Wochen suchte Schwester Therese sie auf und bat mit zitternder Stimme — sie fürchtete nicht eine Fehlbitte zu thun, aber zu spät zu kommen — doch als Solosängerin bei ihrer Hochzeitsfeier eine ihrer Schutzbefohlenen, eine arme Unglückliche zu engagiren, die nichts auf Erden zu erwarten habe, da sie so häßlich sei, daß sie überall zum Spotte ihrer Mitmenschen wird.

Die junge, schöne Braut, der Alles huldigt und entgegenlächelt, antwortete:

„Ja, gewiß, sie und keine Andere soll bei meiner Hochzeit singen. Und, ‚ma bonne soeur, wenn die Hochzeit zu Ende ist, überreichen Sie der Aermsten diesen Hundert-Franks-Schein als Extrahonorar und dieses Portebonheur.“

Mit diesen Worten überreicht sie der sich bedankenden barmherzigen Schwester eine goldene Brosche, ein vierblätteriges Kleeblatt darstellend.

„Und außerdem sagen Sie ihr, daß während ihre Stimme betend für mein künftiges Glück erschallt, werde ich zu Gott beten, daß er auch gut mit ihr sei, damit auch für sie etwas Glück auf Erden ersprieße.“

* * *

Charly Watson, ein reicher Amerikaner, schwärmt für die alten, künstlich gemalten Kirchenfenster. Seine Bibliothek daheim besteht meist aus Werken, die die Kathedralkirchen und ihre Malerei beschreiben. Er vermag Stunden vor einem solchen Fenster zu sitzen, um die Inschrift zu entziffern und die Malerei zu studiren.

Wenn beim Diner seine Nachbarn an der „Table d'hôte“ begeistert von allen gesehenen Pariser Sehenswürdigkeiten erzählen und man ihn fragt: „Wo waren Sie denn heute?“, antwortete er:

„Ich habe einen wunderbaren Nachmittag in der Notre-Dame-de-Lorette-Kirche verbracht.“

Die Antwort war immer dieselbe, nur der Name der Kirche war ein anderer.

Jetzt ist die Reihe an die Saint-Vincent-de-Paul-Kirche gekommen.

Als er an diesem Nachmittag die rothen Draperien an der Kirchenthür bemerkt und die lange Wagenreihe mit dem Hochzeitswagen an der Spitze, verzieht sein Gesicht sich in Falten, und ärgerlich ruft er aus:

„Eine Hochzeit!“

Schon will er umkehren, als er sich im nächsten Augenblick sagt, es muß doch interessant sein, den religiösen Ceremonien einer Pariser Hochzeit beizuwohnen, und er betritt die Kirche.

Wie bezaubert bleibt er am Eingang stehen. Eine Engelsstimme — er glaubt es — singt die Schlußverse des „Ave Maria!“

Diese Stimme singt sich allmächtig in sein Herz, in seine Seele hinein. Sie ist verstummt. Schon verlassen die Gäste ihre Plätze und schreiten dem Altare zu, um den Neuvermählten Glück zu wünschen, und noch immer steht er bezaubert, wie angewurzelt, auf derselben Stelle.

Mit Freuden würde er einen Theil seines Vermögens hingeben, wenn er nur noch einmal diese Stimme hören könnte.

Er läßt sich den Weg nach dem Chor zeigen. Vor ihm geht eine barmherzige Schwester.

Dann sieht er, wie dieselbe ein unglücklich scheinendes Mädchen anredet, welches etwas verwachsen zu sein scheint und nicht hübsch. Sie ist eher häßlich mit ihren groben Zügen, aber in diesem Augenblick leuchten ihre Augen wie von überirdischem Glanze.

Er sieht, wie die barmherzige Schwester ihr die Backen streichelt und dann zu ihr sagt:

„Das war herrlich gesungen, meine Liebe! Die Jungvermählte schickt Ihnen dieses Extra-Honorar und dieses Portebonheur. Außerdem soll ich Ihnen sagen, daß, während Sie für Ihr Glück gesungen, sie für das Ihrige gebetet.“

„O, Dank!“ ruft die Aermste beglückt aus.

Und dieses Gefühl der Freude verleiht ihrem Gesicht ein Leuchten, das es fast hübsch erscheinen läßt.

Charly Watson tritt in diesem Augenblick heran und den Hut ziehend:

„Nicht wahr, mein Fräulein, Sie sind jene Sängerin, die mich soeben mit ihrem Gesang bezaubert? Ich möchte Ihre Stimme noch einmal hören, für mich allein gesungen, und ich gebe Ihnen das zehnfache Honorar.“

Was hat sie zu befürchten?

Ihre Häßlichkeit ist der beste Bürge für ihre Tugend; sie willigt ein, am kommenden Vormittag bei ihm in seinem Hotel zu singen.

* * *

Wieder ist er bezaubert, ganz hingerissen von ihrem Gesang; es sind nicht nur die melodisch klingenden Kehltöne, es ist das Gefühl, welches in ihrem Gesange singt, das seine Seele entzückt.

Er, der bisher nur die Passion für die gemalten Kirchenfenster gekannt, liegt jetzt zu ihren Füßen und fleht sie an, ihm zu gehören, seine Frau zu werden, damit er täglich ihre göttliche Stimme hören könne.

Sie, die nie auf eigenes Glück gehofft, lächelt Anfangs zu dieser unerwarteten, nie gekannten Sprache, dann schüttelt sie traurig den Kopf und sagt:

„Sie spotten meiner, Sie auch! O, das ist nicht gut von Ihnen! Ich weiß, ich bin häßlich, ich weiß, ein Liebesglück ist nicht bestimmt für mich, ich weiß, ich muß mein Leben einsam verbringen!“

Er zieht sie an sich, preßt seine Lippen auf die ihrigen, die sie ihm nicht entzieht — bisher hat Niemand sie küssen mögen —; sie will die seltene Liebesminute voll genießen. Er zeigt auf ihre Brosche, die sie kokett in ihr einfaches Kleid gesteckt.

„Und Sie glauben doch an die Macht dieses Portebonheurs; weshalb sollte es Ihnen denn nicht das Glück bringen, geliebt zu werden, denn hören Sie wohl, die irdische Schönheit vergeht, aber die wahre Schönheit, die Schönheit der Seele bleibt ewig unvergänglich! Und ich frage Sie noch einmal: Wollen Sie mein Weib werden? Ich bin reich, ich werde Sie beglücken!“

Da vermochte sie erst an Glück zu glauben, und sie, die Einsame, die von Allen Verspottete, sie, die Häßliche, hauchte ein beglücktes und beglückendes „Ja“.

Die Korallenfischer.

Zu den Wundern des Meeres gehören auch jene eigenthümlichen Gebilde, die als Korallen bekannt und aus dem verkalkten Bau gewisser niederer Seethiere entstanden sind.

Am meisten geschätzt ist die Edelkoralle, ein Korallpolyp, der Stämmchen bis zur Höhe eines Meters bildet und eine rothe Kalkachse besitzt, die zu Schmucksachen verarbeitet wird. Die Farbe variirt vom Dunkelroth bis zum zartesten Blaßroth. Letztere wird am theuersten bezahlt, bei großen fehlerlosen Stücken bis zu 600 Franken pro Kilogramm, während die dunklen Sorten etwa nur den zehnten Theil dieses Werthes gelten. Die Hauptfundorte sind die Küsten Sardiniens und Siciliens, wo ganze Flottillen die Korallenfischerei betreiben. Dies geschieht durch Losreißen der Korallen vom Meeresgrunde mittels schwerer, kreuzförmiger Gestelle, an denen ein Netz zum Auffangen befestigt ist.

Unter den Korallenfischern befinden sich viele Bewohner der ostligurischen Küste. In ihren mit Deck versehenen Booten besuchen sie die Fundstätten und verbringen hier Monate bei Ausübung ihres mühsamen Berufes.

Auch Carlo Monti und Italo Fontana aus Sestri-Levante waren Korallenfischer. Seit frühester Jugend Freunde, hatte sie immer treu zusammengehalten, obschon sie im Charakter sehr verschieden waren. Carlo war in sich gekehrt und verschlossen, Italo dagegen offen und von lebhaftem, heiterem Temperament. Diese Eintracht erlitt eine Trübung, als beide nach Beendigung ihrer Dienstpflicht in ihre Heimath zurückkehrten und sich bald darauf in die schöne Marietta verliebten. Letztere bevorzugte zwar den ernsten Carlo, ließ sich aber auch von Italo den Hof machen, da dieser der flotteste Tänzer des Ortes war, um den sie die anderen Mädchen beneideten. Durch diese Nebenbuhlerschaft, über welche die Freunde aus einem natürlichen Widerstreben nie miteinander sprachen, entstand bei Carlo allmählich ein bitterer Groll gegen Italo, der, unbekümmert darum, seine Bewerbungen um Mariettas Gunst fortsetzte.

Bisher hatte Carlos jüngerer Bruder an den Fahrten nach der Küste Sardiniens theilgenommen. Da er nun seiner Dienstpflicht bei der Marine genügen mußt, so machten sie die Reise allein und erreichten mit gutem Winde ihr Ziel, als die „Stagione“ bereits begonnen hatte. Nachdem sie dann ihren Proviant ergänzt hatten, suchten sie nach einer Stelle, an der eine lohnende Ausbeute zu erhoffen war. Darüber verging fast eine Woche, denn die zu Tage geförderten Korallen erwiesen sich zumeist als geringwerthig. Endlich aber schien ihnen doch das Glück zu lächeln. Zwei gute Netzzüge, die sie an einem Tage gethan, ließen auf einen ergiebigen Grund schließen. Sogar einige schöne blaßrothe Stücke hatten sie mit heraufgezogen.

Ein heißer Tag neigte sich seinem Ende zu. Leise schwankte das Boot auf der spiegelblanken Wasserfläche, die in sanften, langsamen Schwellungen zu athmen schien. Hin und wieder sprang mit leichtem Geplätscher ein Fisch auf, um ebenso schnell wieder zu verschwinden. In weiten Entfernungen lagen andere Fahrzeuge, von denen zuweilen ein monotoner Matrosengesang herübertönte. Ostwärts fiel der Blick auf die bizarr geformte, buchtenreiche Küste Sardiniens, die von der untergehenden Sonne mit einem rosigen Schein überhaucht würde. Als dann das Tagesgestirn als mächtiger Feuerball am Horizont versank, schien sich von dorther eine purpurne Fluth über das Meer zu ergießen, um in die wunderbarsten Farbenspiegelungen überzugehen.

Die Korallenfischer achteten kaum auf dieses herrliche Naturschauspiel, das sie fast täglich sahen. Ihnen lag vor allem daran, ihr Tagewerk noch vor Anbruch der Dunkelheit zu beenden und dann der Ruhe zu pflegen.

Carlo drehte mechanisch die Kurbel der Winde, durch welche das Haupttau aufgerollt wurde, während Italo, dicht am Bordrand stehen, das schwächere Seil emporzog und in Schlingen legte. Jeder von ihnen hing bei dieser Beschäftigung seinen Gedanken nach. Carlo dachte an Marietta, die ihm sichtlich zugethan gewesen, bis Italo dazwischen trat. Er malte sich die Zukunft aus, die er an ihrer Seite gehabt haben würde. Nun war der schöne Traum dahin, denn kein Zweifel: sie bevorzugte seinen Freund. Seinen Freund! Ja, das war Italo ihm lange gewesen. Er gedachte der fernen Zeit, da sie als Nachbarskinder miteinander gespielt und, statt in die Schule zu gehen, gefischt hatten. Dabei fielen ihm manche gemeinschaftlich begangene Jungendstreiche, sowie auch die dafür erlittenen Strafen ein. Dann waren sie Fischer geworden, wie ihre Väter, hatten auf demselben Schiffe gedient und bei Sturm und Unwetter manche Gefahren überstanden. Und jetzt? Was war aus der alten Freundschaft geworden? Um eines Mädchens willen, von dem keiner lassen wollte, waren sie entzweit, haßten sie sich. Ja, der Mann, der dort stand und jetzt wohl auch an sie dachte, Italo, war sein Feind. Er stand ihm im Wege und er durfte ihm nicht im Wege stehen, nein, „per diavolo!“ wenn er auch einst sein Freund gewesen war.

Je mehr die Dunkelheit sich herabsenkte, desto finsterer wurden die Gedanken Carlos. Ihn fieberte und er biß die Zähne zusammen, indem er die Kurbel heftiger drehte. „Wenn Italo hier verunglückte,“ raunte ihm ein Dämon zu, „so würde dir Niemand Schuld geben. Das kommt ja so oft vor. Kein Mensch sieht es, und in der Tiefe herrscht ewiges Schweigen. Er warf einen scheuen Blick auf seinen Gefährten, der sich eben über Bord gebeugt und den einen Fuß in die Seilrolle gesetzt hatte. „Wenn du jetzt die Kurbel losläßt,“ dachte Carlo, „so reißt es ihn hinab, und er kann sein Bein aus der Verwickelung nicht frei machen.“ Seine Hände zitterten vor Erregung, als er der Versuchung nachzugeben im Begriffe war.

„Eccolo!“ rief Italo plötzlich, sich emporrichtend. Er hielt ein großes Korallenstück in der Hand, das er aus einer der Fangschleifen des Seils losgelöst hatte und Carlo zeigte.

„Sta bene!“ erwiderte jener lakonisch.

Den Fund bei Seite legend, wandte sich Italo wieder seiner Beschäftigung zu.

„Der Moment ist verpaßt,“ dachte Carlo mit verhaltenem Groll. „Aber er kehrt wohl wieder und dann werde ich mit einem Stoß nachhelfen.“

Wieder herrschte Schweigen, das nur durch ein leises Plätschern an den Seiten des Bootes unterbrochen wurde.

„Carlo“, begann Italo nach einer Weile, indem er in seiner Arbeit innehielt, „das kann so nicht weiter gehen. Ich ertrage es nicht länger. Wir müssen uns einmal aussprechen.“

Carlo brummte etwas unwillig vor sich hin.

„Ja,“ fuhr Italo fort, „es hilft nichts, es muß heraus. Ich weiß, Du grollst mir, weil ich Marietta liebe ....“

Als Carlo verdrossen schwieg, sagte Italo in weicherem Ton: „Und wir waren doch so gute Freunde. Sieh', Carlo, ich habe darüber hin- und hergedacht und mir endlich gesagt, der eine muß dem Andern weichen.“

„Ich aber nicht!“ würgte Carlo hervor.

„Darum will ich es thun,“ entgegnete Italo. „Glaube nicht etwa, daß es mir leicht wird. Wenn mir aber keine andere Wahl bleibt,“ fügte er mit bebender Stimme hinzu, „so will ich ... von ... dem Mädchen ... lassen und .... lieber ... den Freund ... behalten.“

Carlo starrte Italo an, wie etwas Unbegreifliches. Zu gewaltig war der Abstand zwischn dem, was er soeben gehört, und seinen Mordgedanken. Er konnte es zuerst garnicht fassen, und glaubte, wachend geträumt zu haben.

„Italo!“ rief er, sich von seinem Erstaunen erholend. Und mit einem Sprung war er beim Freunde und riß ihn in seine Arme.

„Carissimo amico!“ sagte Italo, die Umarmung erwidernd.

„Nicht nur Freund, sondern Bruder!“ fügte Carlo hinzu während es in seinen Augen feucht glänzte.

Inzwischen war der Mond aufgegangen. In seinem magischen Licht blinkte die weite Fläche wie flüssiges Silber.

Durch das Loslassen der Kurbel war die Winde rückwärts gerollt und das halbaufgezogene schwere Netzgestell wieder in die Tiefe gesunken, mit ihm auch der Haß, der nun in den Korallen-Wundergärten begraben lag.

Hühnchen mit Stachelbeeren. Junge Hühnchen werden wie gewöhnlich vorgerichtet und gebraten. Grüne Stachelbeeren werden in Zucker weichgesotten, Butter hinzugethan, alles gut durchgekocht und im Kranz um die Hühnchen herumgarnirt.

Gouvernante und Köchin.

Ein Bild aus dem deutschen Frauenleben der Gegenwart.

Liebste Mutter!

Es nützt nichts. Ich habe es nun lange genug versucht, Dich über meine Lage zu täuschen, um Dir Dein schweres Leben nicht noch schwerer zu machen. Aber so kann das nicht weiter gehen. Schweige ich, so bist Du voll Aufregung und Besorgniß; schreibe ich Dir, wie ich es in der letzten Zeit regelmäßig gemacht habe, leere, nüchterne Briefe, die Dir von Allem melden, nur nichts von mir, so fühle ich schon beim Schreiben, wie die unnatürliche Kälte solcher Briefe Dir ins Herz schneidet, und bin noch elender als sonst. Das halten wir Beide für die Dauer nicht aus. So habe ich mich denn heute aufgerafft und habe mir fest vorgenommen, Dir endlich die Wahrheit zu sagen.

Liebste, theuerste Mutter! Mir geht es sehr schlecht. Nicht, als ob ich Dich über meinen Posten, über meine „Herrschaft“, mein Salär oder die mir anvertrauten Kinder getäuscht hätte; in diesen Punkten verhält es sich genau so, wie ich Dir geschrieben habe. Meine Zöglinge sind nicht schlimmer als andere, die ich auf meinen täglichen Spaziergängen im Stadtpark in großer Zahl kennen gelernt habe, sie geben mir vom Morgen bis zum Abend nicht wenig zu schaffen, besonders der fünfjährige Bub mit seiner fabelhaft entwickelten Herrschsucht und seinem teuflischen Temperament bringt mich manchmal zur Verzweiflung. Aber das, glaube mir's liebste Mutter, kommt wahrhaftig nicht in Betracht, das hat mit meiner Stimmung gar nichts zu thun. Ich habe mich, da ich jahrelang vergeblich auf eine Lehrerinnenstelle gewartet hatte, als Gouvernante vermiethet und beklage mich nicht, wenn meine Gouvernanten-Thätigkeit manchmal beschwerlicher ist, als ich sie mir dachte. It's all in the day's work, sage ich mir immer, so oft der Bub sich eine besondere Frechheit erlaubt, und gehe darüber leichten Herzens hinweg. Die Gnädigste ist genau so, wie ich sie Dir geschildert habe: unfähig, träge, gutmüthig. Der Herr — der geht mich eigentlich nichts an, und was ich über ihn zu sagen habe, gehört in meine Jeremiade, kommt also später. Ich leide in diesem Hause weder Hunger noch Durst und habe an den Abenden noch so viel Muße für mich übrig, um gelegentlich einen Brief zu schreiben oder ein Buch zu lesen. Eine geborene Gouvernante hätte keinen Grund, sich in diesem Hause unglücklich zu fühlen. Aber — da liegt es eben: ich bin eben keine geborene Gouvernante.

Ach, liebste Mutter, Du weißt doch am besten, wie wenig verhätschelt ich bin, wie wenig ich vom Leben verlange, Du hast' mich wahrhaftig nicht zur Prinzessin erzogen! Erinnerst Du Dich, Theuerste, wie die Majorin uns zwei Beide beim Waschen überraschte und uns in ihrer verbtaktlosen Geradheit über Standespflichten belehrte? Ich sehe Dich vor mir, geliebte Mutter, wie Du bedächtig die aufgequollenen Hände an der Schürze trocknest und ihr mit humoristischer Unsicherheit die Rechte hinhältst, als fürchtetest Du, die in ihrer Standesehre gekränkte Dame würde die durch Arbeit entweihte Hand zurückweisen, ich höre Deine goldenen Worte: „Eine Wittwe hat gegen ihre unversorgten Kinder heiligere Pflichten als gegen ihren Stand“ — und sag' selbst, Mutterle, habe ich jemals eine Arbeit zu schwer oder zu niedrig gefunden, habe ich nicht trotz Seminar und Maturitätsprüfung gewaschen und gebügelt, gekocht und gescheuert, besonders gekocht? Nein, liebste Mutter, Du hast Dich nicht geschont und uns auch nicht. Was ich in meiner jetzigen Stellung zu thun habe, ist Kinderspiel im Vergleich zu der Arbeit, die ich zu Hause hatte, und doch — wie glücklich war ich bei meiner schweren Arbeit zu Hause, wie elend fühle ich mich hier in meiner Damenexistenz!

Jetzt ist es heraus. Mir ist förmlich leichter nach dem Worte. Ich habe es olle diese Wochen hindurch gesucht und gesucht, ich habe mein Gehirn zermartert um die Lösung des Räthsels, warum ich zum ersten Male im Leben so unzufrieden, so rebellisch, so menschenfeindlich bin. Jetzt habe ich die Lösung: meine Stellung ist eine Lüge, eine Komödie, nein, eine Posse und eine Tragödie zugleich. Ich bin das „Fräulein“, kleide mich wie eine Dame, benehme mich wie eine (das darf ich doch als Deine Tochter sagen?), bin theoretisch durch eine unüberbrückbare Kluft von den „Dienstboten“ getrennt und stehe — ebenfalls theoretisch — auf der gleichen gesellschaftlichen Stufe wie meine Gnädige; wie aber sieht es in Wahrheit aus? Ich bin der niedrigste, weil entbehrlichste Dienstbote im ganzen Hause! Jawohl, Mutter, so ist es und nicht anders! Es ist die reine, die volle Wahrheit: jeder unserer Dienstboten wird vom Vater meiner Zöglinge höher geschätzt als ich, er genirt sich nicht im Geringsten, in den nicht seltenen Auseinandersetzungen mit der Gnädigen den Vorwurf gegen seine Frau zu erheben, sie vernachlässige ihre Mutterpflichten, mit anderen Worten, ich, die Gouvernante, sei eigentlich ein sehr überflüssiges Möbel, das er gezwungenerweise dulden müsse, weil seine Frau nicht die Fähigkeiten habe, sich um ihre Kinder zu kümmern, wie es einer Mutter gezieme. Du darfst nicht etwa glauben, er sei roh oder schlecht, durchaus nicht. Er hat gelegentlich die besten Manieren von der Welt, sogar der Gouvernante gegenüber, nur hat er öfter Ursache, über die großen Haushaltungskosten zu klagen, und bei solchen Scenen möchte ich mich in ein Mauseloch verkriechen. Warum hat er noch nie über den meiner Ansicht nach enorm hohen Lohn der Köchin oder über die Frechheiten der Hausmeisterin geklagt? Beide sind unentbehrlich — ich dagegen bin ein Luxusgegenstand, der Einem kein besonderes Vergnügen bereitet. Das ist es. Warum habe ich jahrelang vergeblich darauf gewartet, einen Lehrerinnenposten zu bekommen? Weil es so viele Lehrerinnen giebt und so wenige Schulen. Warum habe ich keine oder nur so schlecht bezahlte Stunden bekommen? Weil so viele „Damen“ Englisch lehren wollen (ich sage nicht, können!) und so wenig Leute das Bedürfniß haben, Englisch zu lernen. Mit anderen Worten: der Bildungsmarkt ist schrecklich überfüllt, die Lehrerinnen und Gouvernanten sind recht überflüssig in der Welt. Und die Behandlung ist danach.

Ich zerbreche mir seit Wochen den Kopf, was ich thun könnte, um aus der unerträglichen Stellung herauszukommen — aber ich weiß nichts. Nur Eines weiß ich: so geht es nicht weiter. Ich will einem Bedürfnisse entgegenkommen, nicht als Luxus geduldet sein, ich will gesucht sein, nicht mich aufdrängen. Weißt Du, liebste Mutter, wann ich am meisten leide? Bei Tische. Ich habe das Vergnügen und die Ehre, mit der Herrschaft zusammen zu speisen. Wie beneide ich das Stubenmädchen, das aufträgt, bedient und dann in seinem Zimmer, unter ihresgleichen, in Freiheit und Behaglichkeit ihre Mahlzeiten genießt! Wir haben oft Gäste: Verwandte des Herrn und der Frau. Wie ich da die ganze Jämmerlichkeit meiner Stellung empfinde! Der Vater der Gnädigen behandelt mich wie Luft, ihre Mutter reicht mir leutselig die Hand und ihr Auge sagt dabei: „So handelt eine aufgeklärte, moderne Frau, denn Gouvernanten sind sozusagen auch Menschen!“ Ist einmal ein Fremder bei Tische, so ist er in grenzenloser Verlegenheit dem undefinirten, undefinirbaren „Fräulein“ gegenüber: redet man sie an oder nicht? giebt man ihr die Hand? oder — ich habe das ganz bestimmt schon in den Augen eines Gastes gelesen! — giebt man ihr ein Trinkgeld wie der Köchin und dem Stubenmädchen?

Ach nein! Ich höre auf — — Daß ich die öde Epistel schicke, ist ein Unrecht an Dir, meine theure Mutter, aber mit dem Schweigen ging's nicht länger. Rathe mir, tröste mich! Wenn ich doch für einen Augenblick den Kopf an Deine Brust legen könnte! — Genug für heute. Gute Nacht, Theuerste, gute Nacht!

II.

Liebste Mutter!

Ich bin müde zum Umfallen, wie nach einer großen Wäsche zu Hause, und doch setze ich mich noch schnell hin, denn ich bin fidel wie ein Student und muß Deine Predigt von gestern beantworten, bevor das Schicksal mir einen neuen Streich spielt. Ich bin Jemand! Seit heute Mittag bin ich die wichtigste Person im Hause, wichtiger (ganz unter uns gesagt) als die Gnädige selbst. Denke Dir: wenn ich nicht gewesen wäre, hätten wir Alle (das heißt mit Ausnahme des Herrn natürlich) nicht zu Mittag gegessen! Unsere Köchin wurde gestern Knall und Fall entlassen (Liebesabenteuer!), und obgleich Herr und Frau und meine Wenigkeit uns die Füße abliefen, war es nicht möglich, eine neue zu bekommen. Ist das nicht unerhört? Wenn wir eine Lehrerin für Englisch oder eine Gouvernante gebraucht, nein, ich meine gesucht hätten, wie viele Briefe hätten wir auf unsere Annonce erhalten, wie viele arme Seelen hätten heute schon unsere Wohnung gestürmt? Warum studiren so viele Mädel auf Lehrerin und Gouvernante, und so wenige auf Köchin? Doch was gehen mich die dummen Mädel an? Ich bin gescheit: ich war vorsichtig in der Wahl meiner Mutter, die ist die klügste Frau des Jahrhunderts, und der habe ich es zu verdanken, daß ich meine schier verlorene Selbstachtung im Sturme wieder erobert habe. Ich möchte Dir das Ereigniß für mein Leben gern ausführlich erzählen, aber ich falle um vor Müdigkeit, und morgen ist auch ein Tag. Also in aller Kürze: Es war schon elf Uhr, und noch immer keine Köchin. Der Herr war hochroth von der vergeblichen Suche gekommen, die Gnädige sah aus zum Erbarmen: es war ein großer Moment. Und diesmal fand der große Moment kein kleines Geschlecht. Ich trat vor und meldete mich als — Köchin, in Vertretung natürlich. Die Eheleute machten urkomische Augen. „Ja, ich kann kochen“, beantwortete ich ihre stumme Frage, „ich habe bei meiner Mutter kochen gelernt“. Das war ein „clincher“, und ich wundere mich nicht, daß sie sofort überzeugt waren. Der Herr war die Liebenswürdigkeit selbst, die Frau wischte sich ein Thränlein von der runden Wange. Meinst Du, daß Einer von ihnen die Frage gestellt hätte: „Was aber soll mit den Kindern geschehen?“ Nicht die Spur von einem solchen Gedanken. Siehst Du, Mutterle wie recht ich habe, trotz Deiner lieben Strafpredigt? Eine Gouvernante ist ein überflüssiges Geschöpf. Aber was gehen mich die Gouvernanten an? Pshaw!

Also die Schürze vorgebunden und in die Küche! Gekocht habe ich, Mutterle, gekocht, sage ich Dir, ich habe Dich selbst übertroffen! Frechheit, was? Das macht die frisch errungene Selbstachtung. Es war ein göttliches Menu, sage ich Dir, und zum ersten Male seit vielen, vielen Wochen habe ich das Gefühl der Unentbehrlichkeit empfunden. Die Gnädige küßte mich nach dem Diner, der Herr Doktor machte mir ein wundervolles Kompliment. „Der Intelligenz ist Alles möglich!“ Großartig, was?

Gott sei Dank, bis zum späten Abend war noch keine Köchin da; es wird also morgen wieder gekocht. Aber übermorgen? Ach was, ich will mich freuen, so lange die Herrlichkeit dauert.

„Ist die überspannt oder — entartet?“

Leugne es nicht, Mutterle, Du hast eine solche Frage in Deinem lieben Sinn.

Meine Antwort ist klipp und klar. Uebergeschnappt? Nein. Ich war noch nie so gescheit wie jetzt. Entartet? Vielleicht. Forsch in unserem Familienarchiv nach, ob wir nicht vor so und so vielen Jahrhundrten eine Köchin im Geschlechte derer von Wagner gehabt haben; ich glaube, es muß sich eine finden lassen. Ich bin dann ein Atavismus — jedenfalls ein interessantes Geschöpf.

Gute Nacht, Theuerste, schlaf wohl!

Leber auf polnische Art. Ungefähr 1 Pfund Kalbsleber wird entzweigeschnitten, in Gänsefett gargedünstet, erkaltet durch die Fleischmaschine getrieben, von allen Fasern befreit, das Bratenfett hinzugefügt, gesalzen, gepfeffert, mit einer halben abgerindeten, in Milch geweichten, gut ausgedrückten Semmel vermengt, eine mittelgroße, geriebene Zwiebel dazu gegeben; ein Wecken aus der Masse gebildet, auf einen Teller gelegt und mit einem gehackten, harten Ei bedeckt. Gut und billig.

Orangenkompott. — Von 8 Stück gleich großen, schönen Orangen wird der Deckel abgeschnitten, die Orangen mit Vorsicht ausgehölt, die Schalen selbst fein ausgezackt und der Saft von dem Herausgenommenen leicht ausgepreßt. Ferner wird von acht anderen Orangen die Schale abgezogen, das feine weiße Häutchen sorgsam abgelöst, die Kerne herausgenommen und die Orangen in Stücke geschnitten. Diese werden in die Schale gethan und ebensoviel geschnittene eingemachte Ananasscheiben untermengt, der Saft über das Ganze gegossen, zugedeckt und auf Eis gestellt. Kurz von dem Anrichten werden die Orangen gefüllt, die Deckel darüber gelegt, in eine Krystalle geordnet und mit frischen Orangenblättern geschmackvoll garnirt.

Ein Siebziger als Examinand. Die „Allg. Ztg.“ schreibt aus München: Eigenthümlich berührt es, wenn man liest, daß bei den jüngst abgehaltenen Expeditoren-Prüfungen bei den bayerischen Staatseisenbahnen ein aus dem Stande der Amtsgehilfen hervorgegangenen Eisenbahn-Adjunkt im Alter von 70 Jahren den Beweis erbringen mußte, daß er in dem seit vielen Jahren von ihm versehenen Dienstzweig auch in der Eigenschaft als Expeditor weiter verwendbar sei. Wenn der Enkel des Kandidaten vielleicht fragt, wo der Großvater sei, und zur Antwort bekommt: „Der Großpapa hat heute seine Prüfung zu machen und muß deshalb recht brav lernen,“ so dürfte die Tragikomik der Situation des Großpapas im rechten Lichte erscheinen.

Bedingte Unhöflichkeit.

„Kind, ich habe Dir doch verboten, fremden Herren zu antworten! Was hat dieser Dir nun wieder gesagt?“

„Er hat mich gefragt, ob die schöne junge Dame dort meine Mutter wäre —“

„So, und was hast Du geantwortet?“

„Nichts, ich bin davongelaufen.“

„Pfui, wie unhöflich, einem liebenswürdigen Herren keine Antwort zu geben!“

Man kann nicht wissen.

Alte Jungfer: „Gestern erhielt ich einen unfrankirten Brief —“

Freundin: „Nun, hast Du ihn angenommen?“

Alte Jungfer: „Natürlich, es hätte ja ein Heiraths-Antrag sein können.“

Eben drum.

„Sagen Sie mal, das ist doch erstaunlich mit dem Reichthum des Herrn St. Der soll ja mit nichts angefangen haben und hat sich doch ein so großes Vermögen gemacht.“

„Ja eben, weil er sich aus nichts was gemacht hat!“

Hinter den Kulissen.

Häßliche Schauspielerin (zu ihrem Partner hinter den Kulissen): „Was machen Sie schon wieder für ein Gesicht?“

Schauspieler: „Ach, wenn ich Gesichter machen könnte, Sie kriegten gleich ein anderes von mir!“